

# Die Schweiz in Dschu Dse-tjing's "Aufzeichnungen über eine Europa-Reise"

Autor(en): **Tscharner, E.H. v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen  
Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société  
Suisse-Asie**

Band (Jahr): **4 (1950)**

Heft 1-4

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-145377>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE SCHWEIZ IN DSCHU DSE-TJING'S «AUFZEICHNUNGEN ÜBER EINE EUROPA-REISE»

ÜBERSETZT UND EINGELEITET VON E. H. V. TSCHARNER

Der chinesische Gelehrte und Schriftsteller Dschu Dse-tjing<sup>1</sup> hat seine «Aufzeichnungen über eine Europa-Reise»<sup>2</sup>, die 1934 erschienen sind, nicht für Europäer, sondern für seine Landsleute geschrieben, aber sie sind auch für uns Europäer wertvoll: sie zeigen uns Europa im Spiegel des chinesischen Geistes. So zeigen sie uns manche europäische Kulturgüter und Wesenszüge in anderem Licht und anderen Farben, als wir sie zu sehen gewohnt sind, und offenbaren uns sogar hie und da solche, die uns Europäern selbst bisher kaum bekannt oder bewußt waren, weil sie nur ein chinesischer Geist von seinem Standort aus gerade so sehen kann. Vor allem aber offenbart sich uns hier der chinesische Geist selber in einigen Eigenheiten viel klarer, als er es in den Darstellungen und Gestaltungen seiner eigenen Welt tut: der Gegenstand seiner Schilderung, Europa, ist uns bekannt, und so können wir besser das spiegelnde Medium, den chinesischen Geist, darin erkennen. Das können wir allerdings auch nur, indem wir die chinesische Spiegelung Europas mit dem Bilde vergleichen, das sich, von unbestreitbar objektiven Tatsachen abgesehen, unser eigener subjektiver Geist von der europäischen Welt

1. Chu Tsü-ts'ing<sup>a</sup>. – Um es dem Leser, der mit den Lauten des Chinesischen und ihren üblichen Transkriptionen nicht vertraut ist, zu erleichtern, die chinesischen «Umlautungen» europäischer Namen, die in den Betrachtungen dieses Aufsatzes und der anschließenden Übersetzung vorkommen, richtig zu «hören», verwende ich im Haupttext eine Umschrift, deren normale deutsche Aussprache die Laute des «Hochchinesischen» möglichst getreu wiedergibt. Als Ausnahmen dazu sind nur zu merken: e als farbloser Vokal (wie das Endungs-e in Fische, Russe, Tatze), h wie ch (z. B. in lachen), hs als Zischlaut zwischen s und sch, j wie französisches j (z. B. in Jean), w wie englisches w, y wie deutsches j (z. B. in jagen). In den für Fachgenossen bestimmten Anmerkungen verwende ich normalerweise die Karlgren'sche Transkription, und diesen werden in vielen Fällen die chinesischen Schriftzeichen im Anhang (Verweis durch hochgesetzte kleine Buchstaben) noch besseren Aufschluß geben.

2. *Ou-yu-tsa-ki*<sup>b</sup>, erschienen im K'ai-ming-Verlag, Shanghai; 7. Auflage 1948. Ich habe eine 5. Auflage, von 1946, benutzt.

macht. Dabei wird uns aber auch die Relativität aller seelisch-geistigen Standorte stärker bewußt, und dieses Bewußtsein ist wiederum eine Voraussetzung für das gegenseitige Verstehen der Menschen, namentlich der Angehörigen so verschiedener Welten wie der asiatischen und der abendländischen.

Daß unsere Zeitschrift eine schweizerische Zeitschrift ist und daß die meisten ihrer Leser die Schweiz noch besser kennen als das übrige Europa, mag es schon rechtfertigen, daß wir hier das Kapitel über die Schweiz<sup>3</sup> aus Dschu Dse-tjing's Reisebuch gesondert in Übersetzung und auch im Mittelpunkt der vorangehenden Darlegungen betrachten. Zu diesem äußeren kommt jedoch ein innerer Grund hinzu: in keinem anderen Kapitel dieser «Europa-Reise» offenbart sich der chinesische Geist, wie ihn Dschu Dse-tjing vertritt, so stark und so reizvoll wie im Kapitel über die Schweiz.

Dschu Dse-tjing ist ein typischer chinesischer Gelehrter und Schriftsteller der Übergangszeit vom alten zum neuen China. 1896 geboren<sup>4</sup>, verlebte er seine frühe Jugend und Schulzeit noch im alten, wenn auch schon erschütterten China. In seinem zehnten Lebensjahr aber wurden die traditionellen Staatsprüfungen abgeschafft, in seinem sechzehnten das Kaisertum gestürzt und die Republik ausgerufen, und in seinen Zwanzigern, als er an der Pekinger Reichsuniversität Philosophie stu-

3. Die Übersetzung eines Teils dieses Kapitels, welcher mir damals allein bekannt war, und zwar durch seinen Abdruck in einem Sammelbändchen moderner chinesischer Literatur<sup>c</sup> des K'ai-ming-Verlags (Shanghai 1943, 2. Auflage 1947), habe ich, mit einigen Kürzungen, unter dem Titel «Interlaken» und mit einer eigenen, «Erinnerungen eines Chinesen an eine Schweizerreise» betitelten Einleitung schon in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 13. August 1949 (Nr. 1642) veröffentlicht; die Übersetzung der übrigen Teile dieses Kapitels soll, auch mit einer eigenen Einleitung, als Fortsetzung des ersten Artikels ebenfalls in der *Neuen Zürcher Zeitung* erscheinen, wahrscheinlich im Dezember 1950. In den *Asiatischen Studien* erscheint die Übersetzung vollständig und revidiert, und zwar nach der Buchausgabe, der gegenüber der Abdruck im erwähnten Sammelbändchen einige textliche Abweichungen und Kürzungen aufweist.

4. In Shaohinghien, Prov. Chekiang. Nach P. Henri van Boven, *Histoire de la littérature chinoise moderne*, Peking 1946, S. 38, dessen halber Seite über Chu Ts'i-t'ing die folgenden Angaben über dessen Leben und Persönlichkeit zur Hauptsache entnommen sind.

dierte, beteiligte er sich selbst, als Mitarbeiter der bahnbrechenden, wenn auch kurzlebigen, Studenten-Zeitschrift «Die Renaissance»<sup>5</sup>, an der 1917 entfesselten literarischen Revolution, die die Umgangssprache in der Literatur zur Herrschaft brachte, nach abendländischem Vorbild, aber in einem viel gewaltsameren Wechsel. Dschu Dse-tjing bewunderte also auch, wie die meisten seiner chinesischen Standesgenossen jener Zeit, die moderne Zivilisation des «Westens» und sah in ihr zum mindesten auf einzelnen Lebensgebieten die Vorbilder und Mittel für eine Erneuerung Chinas. In seinen reiferen Jahren aber, wie er als Lehrer über verschiedene Mittel- und höhere Schulen um 1928 an die Tsing-Hua-Universität in Peking und mit dieser während des Krieges nach Kunming, in die Provinz Yünnan, gelangte, beschäftigte er sich immer mehr mit der alten chinesischen Literatur, die an der Tsing-Hua-Universität auch sein Unterrichtsfach war<sup>6</sup>. So war er allmählich in die Welt der chinesischen Tradition zurückgekehrt oder fand doch einen Ausgleich zwischen dieser und der abendländischen, modernen Denk- und Lebensart. Diese zwei Quellen seiner Bildung, deren ältere zwar sicher die stärkere für ihn geblieben ist, bestimmen also die Art des chinesischen Geistes eines Dschu Dse-tjing, einen leicht zwiespältigen, neu-alten chinesischen Geist, den wir hier als Spiegel von Europa und besonders der Schweiz kennen lernen werden. — 1948 ist Dschu Dse-tjing in Peking gestorben<sup>6</sup>. In der neueren chinesischen Literatur hat er sich vor allem als Essayist einen guten Namen gemacht<sup>7</sup>.

Die Reise, die Dschu Dse-tjing zu seinen, wie der Titel des Buches genauer besagt, «vermischten Aufzeichnungen» den Anlaß gegeben

5. *Sin Ch'ao*, eigentlich «Die neue Flut», 1919–1921. Vgl. H. van Boven, op. cit., p. 36.

6. Nach persönlichen Auskünften von Kuo-ching Peng, einem ehemaligen Schüler Chu Tsü-ts'ing's an der Tsing-Hua-Universität, dem ich auch wertvolle literarische Hinweise verdanke sowie die Erklärung mehrerer ungewohnter Ausdrücke und Wendungen in Chu's Text, und nach dem Nachruf auf Chu Tsü-ts'ing (hier: Chu P'ei-hien<sup>d</sup>) von Wu Han<sup>e</sup> in der Wochenschrift *Kuan-ch'af*, «*The Observer*», Bd. V, Nr. 1 (Shanghai, 28. August 1948), S. 12.

7. H. van Boven, op. cit., S. 38, übersetzt ein Urteil des Literaturkritikers Li-Su-pog (*Siao-p'in-wen yen-kiuh*, S. 117 f.) von 1932: «Son style est intime, profond, plein de poésie, raffiné; il sait employer une langue parlée pure et bien formée.»



hat, ist eine kurze Studienreise, die ihn im Mai-Juni 1932 zwei Monate lang in Europa herumführte. In den zwei Monaten habe er, so berichtet er im Vorwort, fünf Länder und zwölf Städte besucht – welches diese Länder und zur Hauptsache diese Städte sind, geht aus den Kapitel Titeln des Buches hervor: Venedig, Florenz, Rom, Pompeji, die Schweiz, Holland, Berlin, Dresden, der Rhein, Paris<sup>8</sup>. In Paris habe er sich drei, in Berlin zwei Wochen aufgehalten, sonst nirgends mehr als drei Tage; das alles sei nichts anderes gewesen als «zu Pferde herumziehend Blumen anschauen»<sup>9</sup> – er habe alles bloß flüchtig sehen können. Nur Paris habe er verhältnismäßig gründlich gesehen, weil er dort mehr Zeit gehabt und viele Freunde gefunden, die ihn begleiteten, während es ihn sonst sehr behindert habe, daß er nur Englisch, aber keine Sprache der besuchten Städte und Länder verstand. Da er auch im allgemeinen mit den europäischen Verhältnissen nicht vertraut sei, wäre er in Wirklichkeit nicht berufen gewesen, darüber zu sprechen. Wenn er trotzdem dieses Büchlein geschrieben habe, so habe es damit begonnen, daß er sich auf dem Schiff, das ihn in die Heimat zurückführte, die Zeit vertreiben wollte, und nachher habe er es nach dem Grundsatz «Entweder nicht anfangen, oder dann nicht ablassen», und dank der steten Aufmunterung eines Freundes, zu Ende geschrieben. Wie beim Reisen habe er sich auch beim Aufzeichnen nicht getrennt von seinem Reisehandbuch; geschichtliche Bemerkungen, Maßangaben für Entfernungen<sup>10</sup> u. ä. in seinem Buche habe er alles diesem entnommen. Dieses sei keineswegs etwa der sehr berühmte Baedeker gewesen; wer «zu Pferde herumziehend Blumen anschau», könne nicht ein so gutes Buch brauchen. Er habe sich lediglich auf das «Taschenausgabe-Europa-Reisehandbuch» von Herrn und Frau Crockett – es ist das in Amerika bis in die dreißiger Jahre sehr beliebte, von William Day Crockett und dessen

8. Als Anhang folgt noch, in Form zweier an einen Freund gerichteter Briefe, ein «Bericht über die Fahrt nach dem Westen», auf der transsibirischen Eisenbahn.

9. Vgl. unten S. 16, mit Anm. 29.

10. Meilen rechnet er in das chinesische Wegemaß Li um, das ziemlich genau  $\frac{1}{3}$  Meile oder  $\frac{1}{2}$  km entspricht; den schwerer umzurechnenden englischen Fuß behält er bei.

Gattin Sarah Gates in den späteren Auflagen überarbeitete Reisehandbuch «A Satched Guide to Europe» von William J. Rolfe<sup>11</sup> –, einen Pariser und einen Dresdener Führer gestützt und außerdem bei der Aufzeichnung noch zwei kunstwissenschaftliche Bücher<sup>12</sup> zum Nachschlagen gebraucht. Da er aber eben der Kunst, den landschaftlichen Schönheiten und den Altertümern Europas gegenüber ein «Außengänger» sei, so sei zu befürchten, daß er ungebildete und irrige Meinungsäußerungen nicht habe vermeiden können. Sein Buch sei also gewiß nichts Außerordentliches, aber es könne auch nicht einfach als eine Übersetzung der Reisehandbücher gelten. Er habe es sich angelegen sein lassen, einige Reiseerinnerungen für die Lektüre von Mittelschülern zu schreiben, als kleines Geschenk, da er fünf Jahre an Mittelschulen unterrichtet habe. Auf jeder Seite seines Buches habe er die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten als die Hauptsache betrachtet und äußerst wenig von sich selbst gesprochen.

Beim Niederschreiben habe er sich auch ein wenig um den sprachlichen Ausdruck bemüht, erklärt der Autor weiter im Vorwort: er finde es sehr peinlich, Sätze mit den Wörtern «sein», «es gibt» und «sich befinden»<sup>13</sup> aneinanderzureihen. Wo es sich um Beschreibungen handle, können diese drei Satzbildungsmittel nicht fehlen; aber wer könne es ertragen, wenn man beständig diese Formeln brauche! Ferner zeigen diese drei Satzarten die Dinge in der Ruhe, was auch sehr bedrückend sei. Daher habe er auf ein Verfahren gesonnen, um die drei lästigen Wörter auszulassen, wie zum Beispiel «Oben im Hause gerade in der Mitte ein großer Beratungssaal» besagen könne: «Oben im Hause gerade in der Mitte ist –», «Oben im Hause gibt es –» oder «– be-

11. Copyright 1872 and 1873 by Hurd and Houghton, von 1911 an by Houghton Mifflin Company, Boston and New York. Mir liegt eine 53. Auflage, von 1936, vor (CVII, 599 und 47 ergänzend eingeschobene Seiten).

12. Reinach, *Apollo*, und C. J. Holmes, *A Grammar of the Arts*.

13. *Shi*, *yu* und *tsai*. Die Übersetzung von *tsai* mit «sich befinden» ist hier ein Notbehelf; *tsai* ist eigentlich ein Hilfszeitwort für Aussagen über das «Wo-Sein» und wird heute praktisch oft als Präposition gebraucht, wird also üblicherweise mit «(sein) in, an, auf» usw. übersetzt.

findet sich oben im Hause –», aber wenn er die erste Wendung gebrauchte, hoffe er damit dem Leser einen gesamthaften, vielleicht noch körperlicheren Eindruck zu verschaffen. Ferner gelte es, nicht von den Ansichten selbst, sondern vom Reisenden aus – also nicht vom Objekt, sondern vom Subjekt aus – zu sprechen, wie zum Beispiel: «Ganz fern am Horizont sieht er plötzlich eine oder eine halbe Windmühle.» Und wenn man Ruhendes in sich Bewegendes verwandeln könne, sei das selbstverständlich noch erfreulicher, wie zum Beispiel beim Beschreiben eines Gemäldes: «Unter seinem linken Arm schlüpft ein Kind hervor.»

Soviel, und es ist das Wesentlichste, aus dem Vorwort des Europa-Reise-Buches von Dschu Dse-tjing. Die zuletzt erwähnten zwei Stilregeln, die sich Dschu setzt, sind der Literatur-Ästhetik und sicher auch den guten Schriftstellern des Abendlandes nicht fremd, aber daß sie im Vorwort eines solchen Büchleins erörtert werden, kennzeichnet die hochentwickelte Pflege der Schriftstellerkunst bei den Chinesen. Die Bemühung Dschu's jedoch, die Verwendung der unliebsamen Hilfszeitwörter «sein» usw. zu vermeiden, zeigt uns schon eine wesentliche Eigenheit der chinesischen Sprache: was in den abendländischen Sprachen nur ausnahmsweise möglich ist, ist im Chinesischen möglich, ja, was Dschu nicht erwähnt, im alten literarischen Stil, besonders im verdichteten Stil der Lyrik, sogar üblich, aber nicht im Stil der Umgangssprache, in der die Chinesen unserer Zeit schreiben – wo die deutsche Sprache diese «Freiheit» irgendwie gestattet, habe ich solche hilfszeitwörterlose Sätze in meiner Übersetzung auch ohne Hilfszeitwörter wiedergegeben. Eine solche Freiheit versagt uns rundweg die deutsche Sprache bei einer andern, noch bedeutsameren Eigenheit des Chinesischen, die so allgemein, tiefverwurzelt und für den Chinesen so selbstverständlich ist, daß Dschu gar nicht von ihr spricht: bei der «Subjektlosigkeit» vieler Sätze. Vergewenwärtigen wir es uns: jemand beschreibt eine Reise, die er gemacht hat, und braucht beinahe nie das Wort «ich»! Ein Abendländer könnte schon wegen seiner Sprache nicht auf das «ich»

verzichten, wohl aber der Chinese. Und der Chinese kann es auch aus seinem ursprünglichen Wesen heraus, ja zieht es vor, weil er sich viel mehr als Teil einer Gemeinschaft, vor allem der Familie, aber auch anderer Gemeinschaften, denn als Individuum fühlt und auffaßt und es darum auch scheut, sein individuelles Erleben zur Schau zu stellen. Wenn unser Autor nun im Vorwort erklärt, er habe in seinem Buch äußerst wenig von sich selbst gesprochen, so hat ihn sicher diese altchinesische Einstellung mit dazu bestimmt; daß er aber diese Erklärung abgibt, zeugt wiederum davon, daß er auch zur jüngeren Generation gehört, der der Individualismus zum Problem und zu einem Postulat ihrer Umwälzungen geworden ist. In solchen subjektlosen Sätzen einer chinesischen Erzählung oder Beschreibung und namentlich so vieler chinesischer Gedichte<sup>14</sup> scheint sich nun tatsächlich die altchinesische unindividualistische Gemeinschaftsverbundenheit auszudrücken und dem darin Ausgesagten eine allgemeiner-menschliche Geltung zu verleihen: wer hier etwas tut, erlebt oder fühlt, kann ebenso gut ich wie du oder wir oder irgendein anderer und jeder sein. Und hier, wo ein Zeitwort ohne Subjekt, und ohne Zeitmerkmale, den Satz beherrscht, können wir auch ein reines Geschehen ausgedrückt sehen – eine Unmöglichkeit in unseren Sprachen, vom Telegramm- und Stichwortstil abgesehen. Beim Übertragen solcher chinesischer Sätze sind wir gezwungen, ein Subjekt ergänzend einzusetzen; wenn es sich um Lyrik handelt, setzen wir meistens «ich» ein, was sicher das Richtigste ist, aber doch bereits den Geist und die Wirkung des chinesischen Gedichtes verfälscht, und bei Prosatexten behelfen wir uns üblicherweise am treffendsten mit dem unpersönlichen «man» oder auch «wir» – bei der Übertragung von Dschu Dse-tjing's Kapitel über die Schweiz, in dem das Wörtchen «ich» sogar kein einziges Mal vorkommt, hat sich

14. S. Tschärner, *Chinesische Gedichte in deutscher Sprache, Probleme der Übersetzungskunst*, in *Ostasiat. Zs.*, N. F. VIII, 1932, S. 189 ff., besonders 194 f. und 201 ff.; vgl. auch Tschärner, *Vom Wesen der chinesischen Sprache*, St. Gallen 1942, S. 18 f., oder in *Mitteilungen der Schweiz. Ges. der Freunde ostasiat. Kultur*, III, 1941, S. 58 f.

bezeichnenderweise «man» auch meistens am besten als Subjektergänzung geeignet, gelegentlich «wir» und nur ausnahmsweise «ich»; gelegentlich war auch eine passive Satzwendung einer Subjektergänzung vorzuziehen.

Durch die betrachteten Eigenheiten der chinesischen Sprache und ihrer Pflege blicken wir schon auf einige Eigenheiten des chinesischen Geistes, wie die Eigenheiten unserer Sprachen, von denen sich jene abheben, für den «abendländischen Geist» bezeichnend sind, und hier sehen wir auch, daß eine Übertragung oft gezwungen ist, solche Eigenheiten dem Geist ihrer eigenen Sprachen zu opfern. Die Eigenheiten der Sprache eines Menschen werden aber nicht nur von seinem Geiste geprägt, sondern machen diesen, wechselwirkend, zu einem sehr beträchtlichen Teil aus: wir denken in Wortbildern und -begriffen, die von Sprache zu Sprache verschieden sind, aber doch viel verschiedener zwischen den Sprachen von Völkern, die sich so weit voneinander entfernt entwickelt haben wie die Chinesen und die abendländischen Völker, als zwischen den Sprachen dieser aus vielen gemeinsamen Wurzeln entstandenen und genährten und sich nachbarlich beeinflussenden abendländischen Völker untereinander. Der chinesische Wortschatz ist viel bildhafter geblieben, weniger abstrakt-begrifflich geworden als der Wortschatz der abendländischen Sprachen, und er besitzt manche, der chinesischen Welt entlehnte Wortbilder, die jene nicht besitzen oder brauchen, und umgekehrt; hier sollte sich aber ein Übersetzer bemühen, so weit wie möglich die chinesischen Wortbilder wiederzugeben und jedenfalls zu vermeiden, einem chinesischen Autor ganz unchinesische, abendländische Wortbilder unterzuschieben – andernfalls wäre gerade bei einer Spiegelung Europas durch den chinesischen Geist von diesem nicht mehr viel zu erkennen in der Übertragung in eine europäische Sprache<sup>15</sup>.

15. Ich habe mich also bemüht, Dschu's Schweizer Kapitel so getreu zu übersetzen, wie das möglich ist, ohne das deutsche Sprachgefühl zu verletzen oder sich allzu schwerfällig auszudrücken. Mir gilt auch als Regel, ein wichtiges chinesisches Wort wenn irgendwie mög-



Andere Eigenheiten der chinesischen Sprache, aus denen wir manches über die Struktur des chinesischen Geistes lernen können, wie die Artikel- und die Flexionslosigkeit und daher die Blockhaftigkeit der Wörter, die aber dabei meistens viel bedeutungs- und assoziationsreicher sind als die Wörter unserer Sprachen, können wir in diesen kaum wiedergeben. Der grammatikalischen und inhaltlichen Blockhaftigkeit der chinesischen Wörter entspricht nun aber eine lautliche, die sich gerade in einem «Spiegel» wie dem hier betrachteten besonders eigenartig, ja für uns belustigend kundtut und auch leicht zu fassen ist: es sind die «Silbenblöcke», in denen der Chinese spricht und in die er auch fremde Eigennamen umbildet – wenn er sie nicht einer offensichtlichen Bedeutung gemäß zu übersetzen versucht, wie Dschu Interlaken mit *djiau-hu*, etwa «Treffen-Seen»<sup>16</sup>, und Jungfrau schon etwas weniger glücklich mit *schau-fu-föng*, «Gipfel der jungen verheirateten Frau», übersetzt. Wenn die uns vertrauten Eigennamen, dank den beschränkten Lautkombinationen in den chinesischen Silben<sup>17</sup> und dem Fehlen des *r*<sup>18</sup>, im chinesischen Spiegel sehr verzerrt erscheinen, so müssen wir uns sagen, daß unsere verschiedenen Aussprachen chinesischer Namen wahrscheinlich ein chinesisches Ohr ebenso belustigen oder auch verletzen – z. B. deutsch *Peking* mit langem *e*, französisch *Pékin* mit kurzem *e* und nur noch nasaliertem *i*, amerikanisch ausgesprochen *Pikín*(*g*) mit dem Akzent auf dem verlängerten *i* der zweiten Silbe, italienisch

lich immer gleich zu übersetzen, mit einem möglichst entsprechenden Wort unserer Sprachen. Aber auch hier drängten sich Ausnahmen von der Regel auf, namentlich bei dem die Schilderung der Schweizer Reise geradezu beherrschenden Ausdruck *king* und seinen Verbindungen *feng-king* und *king-wu*, was alles gefällige Ansichten, besonders der Landschaft, aber auch von Städten, also auch «Sehenswürdigkeiten», überdies Aussicht und Verhältnisse, Umstände bedeutet; ferner bei dem hier ebenfalls sehr häufigen Wort *shan*, normalerweise «Berg», womit Dschu aber auch Hügel und einfache Geländesteigungen bezeichnet – wenn er sich nicht in seiner Erinnerung geirrt hat.

16. *hu* bedeutet See, Seen, *djiau* (*kiao*) zusammentreffen, verkehren mit, vereinigen, u. ä.

17. S. B. Karlgren, *Sound and Symbol in Chinese*, London 1923, S. 25f.

18. Vom «auslautenden» *r* im Silbenlaut *ör* abgesehen; ein *r* in fremden Namen ersetzt der Chinese üblicherweise durch *l* – vgl. unten Reuß, Rigi, Rousseau –, inlautendes *l* merkwürdigerweise gelegentlich durch *ör* – vgl. unten Alpen, Wengernalp.



*Pekínò*, gegenüber der Pekinger Aussprache *Bee-djing*, wobei der «steigende Ton» der ersten Silbe stark ins Gewicht fällt, einer jener «Töne», die für das chinesische Ohr noch wichtiger sind in seiner Sprache als die Laute, während ein abendländisches Ohr sie kaum hört<sup>19</sup>! Vergessen wir das nicht, wenn wir jetzt die Verzerrungen einer Reihe von Namen betrachten, die in Dschu's Schweizer Kapitel vorkommen, wobei noch zu bedenken ist, daß unser Autor, wie die meisten Chinesen, oft von einer englischen Form solcher Namen, wie z. B. Alps, oder einer englischen Aussprache, wie bei Thun, ausgehen: *A-ör-bee-sse*<sup>20</sup> = Alpen, *Bo-li-an* = Brienz, *Bo-lü-ni* = Brünig, *Ai-go-wang* = Eigerwand, *Je-nee-wa* = Genève, *Go-lin-dö-wa-dö* = Grindelwald, *Lau-tai-bo-lu-nöng* = Lauterbrunnen, *Lu-tsan* oder *Lu-tsen* = Luzern, *Ming-hsi* = Mönch, *Möng-tö-lo* = Montreux, *Lau-sse* = Reuß, *Li-dji* = Rigi, *Lu-sso* = Rousseau, *Hsia-dai-go* = Scheidegg, *Juee-sche*<sup>21</sup> = Schweiz, *Sse-pi-yee-dse* = Spiez, *Ssen* = Thun, *Wee-dse-lau* = Vitznau, *Wan-gen* = Wengen und *Wan-go-na-ör-bo* = Wengernalp. Hätte Dschu Dse-tjing sein Reisebuch in einer europäischen Sprache geschrieben, so hätte er diese Namen in unserer Schreibung oder höchstens in der leicht veränderten Form derjenigen europäischen Sprache, in der er geschrieben hätte, übernommen, aber nicht nur diese, sondern auch Wortbilder, Ausdrücke und das grammatikalisch-logische Gefüge dieser Sprache, und all die bedeutsamen sprachlichen Merkmale des chinesischen Geistes, die wir in seinem Bild der Schweiz und Europas finden, wären verschwunden.

19. S. B. Karlgren, op. cit., S. 29 ff.

20. Schriftzeichen i-bb. Von denen für Alpen, Genève, Rousseau und Schweiz abgesehen, sind diese «Transkriptionen» wohl alle «Schöpfungen» von Chu Ts'i-tsing.

21. Die chinesische «Transkription» von «Schweiz» scheint aus einer südchinesischen Aussprache der Silbenwörter *juee-sche* hervorgegangen zu sein: nach B. Karlgren, *Analytic Dictionary of Chinese and Sino-Japanese*, Paris 1923, Nr. 1134 und 877, werden sie kantonesisch *süü-sse* ausgesprochen, was der französischen Form *Suisse* und der englischen *Swiss* schon sehr nahe kommt. Da sich die Chinesen bemühten, bei der lautlichen Anpassung der Namen abendländischer Staaten diese zugleich diplomatisch-höflich zu ehren, hat *Juee-sche-guo* (*guo* = Staat, Land) auch eine schmeichelhafte Bedeutung: «Land der glückbringenden Gelehrten», während die «Transkriptionen» anderer geographischer Namen meistens nur lautliche Geltung, aber keine Bedeutung haben.

Der chinesische Geist hätte aber auch dann noch seinem Werk manche Züge verliehen. Die Fremdsprache hätte an dem in einer mindestens zwei Jahrtausende langen traditionellen Zucht erhärteten und letzten Endes in der Ritualordnung der chinesischen Kulturgemeinschaft wurzelnden Bedürfnis, sich bescheiden, ja unfähig und unwissend hinzustellen, wie Dschu Dse-tjing das in seinem Vorwort tut, nicht viel geändert, und solche formelle Selbstverminderungen sind sehr bezeichnend für die seelisch-geistige Haltung der Chinesen. Nun müssen wir allerdings feststellen, um Dschu's Schilderung der Schweiz richtig zu beurteilen, daß seinem Buch einige der Unzulänglichkeiten, deren er sich bezichtigt, tatsächlich anhaften. Wo wir seine Beschreibung an bestimmten Gegebenheiten nachprüfen können, finden wir allerlei Ungenauigkeiten und Irrtümer: so verwechselt er in der Beschreibung Luzerns die beiden Holzbrücken, gibt eine fast doppelte Zahl für die berühmten Totentanzbilder auf einer der Brücken an, charakterisiert diese Bilder, die sich in Wirklichkeit dadurch auszeichnen, daß hier der Tod nicht mehr mit seinen Opfern tanzt, gerade durch dieses Motiv ihrer Vorgänger und vermerkt, die neun alten Wachttürme seien «alle vieleckig und spitz wie der Wasserturm», was keineswegs zutrifft, und noch anderes<sup>22</sup>. Mängel und Täuschungen der Erinnerung, können wir wohl sagen, und eigene Ausschmückung; aber wenn sich unser Autor so stark an sein Reisehandbuch von Rolfe-Crockett gehalten hätte, wie er im Vorwort erklärt, so hätte er einige Irrtümer vermeiden können. Auch jene in den Himmelsrichtungen – der Rigi liege westlich und Interlaken südöstlich von Luzern –, Irrtümer, die uns bei der allgemeinen, weltanschaulichen und praktischen, tiefwurzelnden Verbundenheit der Chinesen mit den Himmelsrichtungen besonders erstaunen. Erstaunlich ist aber auch Dschu's Bemerkung, daß Eisenbahntunnel in der Schweiz äußerst selten seien – 1948 waren es ihrer 660<sup>23</sup>! Erwähnen wir noch, daß die Bahnfahrt von Luzern bis Interlaken – si-

22. Vgl. die ausführlicheren Anmerkungen zur Beschreibung Luzerns, unten S. 19 f.

23. Nach dem *Schweizer Lexikon in sieben Bänden*, Bd. 7, Zürich 1948, S. 585 (s. v. Tunnel).

cher auch schon 1932 – nicht einmal halb so lange dauert, als Dschu es aufzeichnet. So dürften auch seine zahlreichen Höhenangaben nicht immer genau sein; sie finden sich zwar zum größeren Teil gleichlautend bei Rolfe-Crockett, aber nicht alle.

Diese Feststellung von Irrtümern soll nicht einen Vorwurf für den chinesischen Autor bedeuten; er scheint ja nur etwa drei Tage in der Schweiz verbracht zu haben, und vor allem wollte er ja nicht ein Reisehandbuch schreiben, sondern einen Band «Reise-Aufzeichnungen», wie sie die chinesischen Gebildeten nach alter Tradition zu schreiben pflegten und zu lesen schätzten und in denen es – ähnlich wie in der chinesischen Malerei – weniger auf die Wirklichkeitstreue des Dargestellten als auf die Kunst der Darstellung ankommt. Aber nach seiner Bildung und Entwicklung, mit seinem neu-alten chinesischen Geist ist Dschu Dse-tjing der modernen Welt, also auch dem Abendland mehr verpflichtet als seine Vorfahren, und außerdem schreibt er ja für seine Landsleute einer noch jüngeren Generation. Dieser andern Richtung seines Geistes verdanken wir in seinem Schweizer Kapitel außer den vielen Höhenangaben in genauen, wenn auch nicht zuverlässigen Zahlen die Bewunderung für die Organisation des Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrs, die wiederholte Beschreibung der Zahnradbahnen, die staunende Schilderung der Jungfraubahn-Anlage und schließlich deren Lob als der «größartigsten Leistung der Neuzeit». Das Interesse für das Maschinell-Technische ist zwar weniger neu in China, als wir gewöhnlich glauben: die Chinesen waren immer ebenso neugierig darauf wie andere Völker, wie sich aus chinesischen Schriften aller Zeiten nachweisen läßt, aber es gehörte zur Würde und zum Konservatismus des Gebildeten und Gentleman, Verachtung dafür zur Schau zu stellen: es ist diese Haltung, die sich im China des 20. Jahrhunderts geändert hat.

Trotz diesem modernen Einschlag, und trotz der Umgangssprache, sind Dschu Dse-tjing's «Aufzeichnungen über eine Europa-Reise» vornehmlich ein literarisches Werk im traditionellen Sinn und Geist. Wir müssen an die bezaubernden biblischen Bilder chinesischer Maler den-

ken, auf denen Maria mit den zartesten Zügen einer chinesischen Frau erscheint<sup>24</sup>, wenn Dschu die Schweizer Seen in verschiedenen Stimmungen kurz nacheinander mit den «Augen junger Mädchen des Westens» und der «stirnrunzelnden Hsi-dse», der sprichwörtlich gewordenen, wenn auch unheilbringenden chinesischen Schönheit<sup>25</sup> – einer chinesischen Helena – vergleicht. Und wenn er vom «Todesgott- – oder Todesgeist- – Tanz» in Luzern spricht, sehen wir vielleicht irgendeine Fratze aus der reichen chinesischen Götter- und Geisterwelt vor unseren Augen – in dieser hat es bisher keinen, zum mindesten keinen namhaften Todesgott oder -geist gegeben, aber der Chinese kann ihn gleich wie alle anderen aus seinem schöpferischen Vorstellungsvermögen heraus schaffen, und die Personifikation des Todes in der englischen Bezeichnung «dance of Death», die auch der tatsächlichen Entwicklung dieses spätmittelalterlichen religiös-künstlerischen Motivs und dessen Darstellung auf der Luzerner Brücke besser entspricht als die deutsche Bezeichnung «Totentanz», mag unserem Autor eine solche Vergottung oder Vergeistung noch näher gelegt haben. Schade, daß er es nicht begründet, warum er die Totentanzbilder künstlerisch gering schätzt – die Beurteilung europäischer Kunstwerke nach den Maßstäben der chinesischen Ästhetik, wie es Dschu z. B. in seinem Kapitel über Rom mit Bildern von Raffael und Michelangelo tut, um sie auch von seinem Standort aus hoch zu preisen, gewährt uns nicht nur weitere Einblicke in den chinesischen Geist, sondern fördert auch besonders unser Verständnis für die chinesische Kunstauffassung. In seinem Exkurs in die Geologie wiederum, zu dem ihm der Luzerner Gletschergarten Anlaß gibt, geht die Belehrung über Erkenntnisse dieser für China jungen Wissenschaft in uralte chinesische Vorstellungen und Betrachtungen über, wie wir sie namentlich bei den taoistischen Weisen, am bekanntesten bei Dschuang-dse<sup>26</sup>, finden und wie sie nur in

24. Vgl. die Reproduktionen in S. Schüller, *Die Geschichte der christlichen Kunst in China*, Berlin 1940.

25. Zu Hsi-dse s. Anm. 35.

26. Besonders in den Kapiteln, bzw. Büchern 1 und 17. Vgl. Tscharner, *Leben und Tod im*

Kulturvölkern mit so weitem Raum und so langer Zeit heimisch sein können.

Dschu Dse-tjing's Kapitel über die Schweiz spiegelt aber als Ganzes ein Erlebnis wider, das dem chinesischen Reisenden in keinem anderen Land Europas so zuteil werden konnte und das daher diesem Kapitel seinen besonderen Wert und Reiz verleiht. Die Schweiz ist für Dschu der «Park Europas», der aus lauter schönen Ansichten, und zwar vor allem Landschaftsansichten, besteht, allerdings auch aus «nichts anderem» – was ja schon viele andere Fremde vor ihm gesagt und geschrieben haben. Aber wenn er hier nicht wie in den berühmten europäischen Städten, denen er eigene Kapitel widmet, vielleicht außer in Luzern, geschichtliche Denkmäler und Kunststätten sucht und als größere Schweizer Stadt nur Genf, und auch nur oberflächlich und etwas ironisch, erwähnt, so erlebt er um so stärker und tiefer die Landschaft. Die Landschaft, die chinesisch *shan-schuee*, «Berg und Wasser», heißt und nach chinesischer Auffassung im wesentlichen eben aus Bergen und Wassern besteht. Es ist immer ein Ideal der chinesischen Gebildeten gewesen, ein mit seinen kosmologisch-naturphilosophischen Anschauungen zusammenhängendes und in der allgemeinen chinesischen Naturverbundenheit wurzelndes Ideal, sich auf Wanderungen in die mannigfaltigen Landschaftsansichten, den Anblick der abwechslungsreichen Spiele der veränderlich-unveränderlichen Natur zu versenken. Muß für einen solchen Chinesen, der seinen Reiseweg durch die Schweiz so wählt wie unser Autor, die Schweiz nicht ein einziges *shan-schuee* oder eine ganze Sammlung von *shan-schuee* sein? Das war sie für Dschu Dse-tjing, im Geiste des alten chinesischen Ideals hat er die Schweiz erlebt und sein Erlebnis in seinem Buche wiedergegeben: so sehen wir hier unsere Schweizer Berge und Seen, verbunden mit Flüssen, Bächen und Wasserfällen, Felsblöcken, Bäumen und Wäldern und vereinzelt menschlichen Wohnstätten in einer Reihe chinesischer Bilder,

*Denken der großen chinesischen Weisen*, St. Gallen 1945, S. 17 ff., oder in *Mitteilungen der Schweiz. Ges. der Freunde ostasiat. Kultur*, VI, 1944, S. 85 ff. S. auch Anm. 49.



in den verschiedensten, von Dunst und Nebel, Sonnenschein und Wind bewirkten Stimmungen und von stets neuen Blickpunkten aus, wie sie das für die vielen eigenartigen, subtilen Schönheiten der Naturerscheinung besonders empfindsame chinesische Auge sieht und darstellt.

Der Geist der alten chinesischen Tradition hat aber Dschu Dse-tjing nicht nur besonders empfänglich gemacht für das Erlebnis der Schweiz mit ihrem «Berg-und-Wasser»-Reichtum, sondern ihm auch bestimmte Ideale, ja feste Vorbilder und Formeln für die Wiedergabe seines Erlebnisses vorgesetzt – daß er ihnen gefolgt ist, zeigt wiederum, wie stark der alte chinesische Geist noch in ihm lebt. «Reise-Aufzeichnungen» sind eine von der Tradition «geheiligte» Literaturgattung, und das gilt auch von der Landschaftsschilderung, die im 9. Jahrhundert einen Ehrenplatz im allgemein hochgeschätzten Essay gewann<sup>27</sup> und in der die Landschaft, nach dem Vorgang der Malerei und der Lyrik, besonders eines Wang Wee, nun auch zu einem bevorzugten Gegenstand der dichterischen Prosa wurde. Dschu Dse-tjing's Kapitel über die Schweiz hat an beiden traditionellen Literaturgattungen teil. Aber der Geist der chinesischen Tradition verlangt noch mehr von seinen Getreuen, und in diesem Sinn «legitimiert» unser Autor das Morgenstimmungsbild in Interlaken als vollkommen, indem er es mit einem «Dorf der alten Zeit», d. h. des chinesischen Altertums oder doch Mittelalters, vergleicht, und ebenso eine Ansicht von Tälern auf der Fahrt zwischen Luzern und dem Brünig, indem er beteuert, daß er noch nie ein solches – wohlverstanden: chinesisches – Landschaftsgemälde gesehen habe. Die Maßstäbe seines Erlebens und Schilderns der wirklichen Welt liegen also nicht in dieser selbst, auch nicht in der wirklichen Welt Chinas, sondern in einer Welt des chinesischen Geistes, in der die Dinge der wirklichen Welt in immer festere Formen und Formeln eingefangen und so von Generation zu Generation überliefert wurden. Daß

27. Durch den Dichter und Schriftsteller Liu Dsung-yüan (773–819). S. E. Edwards, *Liu Tsung-yüan and the Earliest Essays on Scenery*, in *Asia Major*, I (part II), London 1949, S. 147–157 (übersetztes Beispiel S. 157).



es sich mit der chinesischen Malerei so verhält, ist auch bei uns bekannt. Für die Dichter und Schriftsteller aber galt es dabei als höchstes Ideal, geschätzte literarische Formeln berühmter und möglichst früher Vorgänger in ihr Werk geschickt einzuflechten, offen oder raffiniert verborgen, als «literarische Anspielungen». Auch diesem Ideal ist Dschu Dse-tjing gefolgt. Schon die wiederholte lächelnde Höflichkeits-Bescheidenheits-Formel im Vorwort: «zu Pferde herumziehend Blumen anschauen», die sich bezeichnenderweise auch im Vorwort eines anderen chinesischen Europa-Reise-Buchs, des bekannten Vorläufers der politischen und literarischen Umwälzungen in China, Liang Tjitschau<sup>28</sup>, findet, ist eine beliebte derartige «Anspielung», und zwar auf zwei Verse des Tang-Dichters Mōng Djiau<sup>29</sup>. Zu den Betrachtungen, die Dschu an die Beschreibung des Luzerner Gletschergartens anknüpft, zitiert er einen Vers eines berühmten Gedichtes aus der Han-Zeit<sup>30</sup>. Es hat aber wieder seine besondere Bewandnis, daß Dschu Dse-tjing in seiner Beschreibung der Schweiz mehrmals auf die berühmte legendenhafte Idylle «Die Pfirsichblüten-Quelle» von Tau Yüan-ming<sup>31</sup> anspielt: zu diesem Vorbild muß ihm sein Erlebnis der Schweiz am besten gepaßt haben. Die Schilderung der Täler, wie er sie hier von den Bergen aus sieht, erscheint wie eine nahe Variation der Idylle von Tau Yüan-ming: ein paar vereinzelt Häuser und Hütten, und Laute wie von Hähnen und Hunden – und über Tau Yüan-ming klingt sie auch an die Beschreibung der idealen, genügsamen und friedlichen, kleinen Volksgemeinschaft von Laotse<sup>32</sup> an. In einem humorvollen Einfall, den sicher

28. Liang K'i-ch'ao (1873–1929, nach H. van Boven, op. cit., S. 12), *Ou-yu-sin-ying-lu*<sup>cc</sup>. Mir steht von dem Buch nur das Vorwort zur Verfügung, das in einer Textsammlung für den Schulgebrauch wiedergegeben ist.

29. Meng Kiao bestand, nach dem *Ts'i-hai*, mit 50 Jahren während der Cheng-yüan-Periode (785–804) die höchste Staatsprüfung (*tsin-shi*); die zwei Verse sind im *Ts'i-yüan* und im *Ts'i-hai* s. v. *tsou ma k'an hua*<sup>dd</sup> zitiert.

30. S. Anm. 49.

31. Übersetzt in R. Wilhelms *Laotse, Tao Te King* (Diederichs, Jena), in der Anm. zu Kap. 80, und, gekürzt, in H. A. Giles, *A History of Chinese Literature*, London 1901, S. 130f.

32. *Tao-te-king*, Kap. 80.

jeder chinesische Leser goutiert, der aber uns noch viel komischer vorkommen muß, braucht Dschu für die Kühe auf den Rigi-Weiden, die ohne Verständnis für die Fortschritte ihrer Zeit sich dem Zug in den Weg stellen, eine literarisch-sprichwörtliche Formel, die aus Tau Yüan-ming's Idylle abgeleitet ist und die die Weltfremdheit der Menschen seines Märchenlands geistreich-prägnant kennzeichnet, daß diese Menschen nämlich in ihrer abgesonderten kleinen Welt, in die ihre Vorfahren einst vor den Schrecken der Tjin-Dynastie geflüchtet waren, nicht wußten, daß es seither eine Han- und eine Wee<sup>33</sup>-Dynastie gegeben hatte: «sie wußten nichts von Han und Wee». Ist es nicht eine Ehre für die Kühe des Rigi, daß unser Autor ihre Schwerfälligkeit mit der Formel für eine glückselige Weltfremdheit aus der berühmtesten chinesischen Idylle beschönigt, und eine Ehre für die Schweiz? Am eindeutigsten und höchsten aber hat Dschu Dse-tjing die Schweiz im Sinne der literarischen Tradition seiner Heimat geehrt, indem er das Sätzchen von vier Wörtern<sup>ee</sup>, womit Tau Yüan-ming den plötzlichen, überwältigenden Anblick des idyllischen Märchenlands wiedergibt, zur Beschreibung seines eindrucklichsten Erlebnisses der Schweizer Landschaft, jenes «noch nie gesehenen Landschaftsgemäldes» auf der Brünig-Fahrt, verwendet – eine ehrende Verklärung durch den chinesischen Geist.

### Übersetzung

Die Schweiz (*Juee-sche*) hat den Ruf, der «Park Europas» zu sein. Zuerst dachte ich dabei nur, es gebe dort einfach ein paar schöne Landschaftsansichten; als ich aber hinkam, da wußte ich, daß es dort überhaupt keinen einzigen Ort gibt, der nicht eine schöne Ansicht wäre und daß es sogar außer schönen Ansichten gar nichts anderes zu geben scheint. Das ist zum größeren Teil von Natur so, zum kleineren Teil ist es auch Menschenwerk. Die Schweizer scheinen von den Vergnügungsreisenden zu leben; man braucht nur zu schauen, wie viele Gasthäuser

33. Eine der drei Dynastien («Drei Reiche») im 3. Jahrhundert n. Chr. Tau Yüan-ming läßt die Idylle zu seinen Lebzeiten (365–427), unter der Djin-Dynastie, spielen.

selbst ganz kleine Orte haben, um es zu wissen. Sie bauen aus allen Kräften Eisenbahn- und Dampfschiff-Linien, so daß sowohl für die Bergwanderer als auch die Seeausflügler gesorgt ist; dazu kann man, wenn Bahn- wie Schiffslinie passen, mit derselben Fahrkarte so fahren, wie man gerade am liebsten fährt. Die Schweiz ist ein Gebirgsland, die Eisenbahnen sind dem Gebirge nach gebaut, Tunnel sind äußerst selten; so geht es lange Zeit auf und ab, und zuweilen scheinen die Höhenunterschiede sehr groß zu sein. Es gibt auch eine Art Bergklettereisenbahnen, die hier besonders zahlreich sind. Zwischen das schmale Schienenpaar ist noch eine besondere Schiene gelegt: manchmal besteht sie wie aus Würfeln, manchmal aus Haken; der Bahnwagen trägt unten ein zahnradartiges Ding, und indem dieses Schritt für Schritt in jene Würfel oder Haken beißt, klettert er langsam auf- oder abwärts. Unnötig zu sagen, daß derartige Eisenbahnen eine äußerst große Arbeit bedeuten; es gibt einige, die kurz gesagt ganz «pinselsteil»<sup>34</sup> sind.

Die Bergausflüge haben bestimmt mehr Reiz als die Seefahrten. Die Seen der Schweiz sind durchweg hellblau und so ruhig und glatt, daß sie Spiegeln gleichen. Wenn die Sonne scheint und das Wasser in einem sanften Wind sich bewegt, erinnern die Seen an die Augen junger Mädchen des Westens. Wenn an trüben Tagen oder bei Regen auf den Seen dichter Nebel liegt und Wasser und Himmel sich in eins vermischen, sind die Menschen wie im Schlaf, im Traum. Es kommt auch vor, daß es stark windet; dann bildet sich auf den Seen ein feines Gekräusel, so daß sie ein wenig der stirnrunzelnden Hsi-dse<sup>35</sup> ähnlich sehen. Aber

34. Senkrecht, wie der chinesische Schreibpinsel beim Schreiben zu halten ist.

35. Hsi-dse, auch Hsi-sche, nach der Überlieferung ein außergewöhnlich schönes Mädchen einfachster Herkunft im 5. Jahrhundert v. Chr. im Südstaat Yüee, wurde vom Ratgeber des Fürsten «entdeckt», in allen Liebeskünsten ausgebildet und entsprechend ausgestattet dem Fürsten von Wu, dem politischen Rivalen des Fürsten von Yüee, als Geschenk geschickt, um ihn von den Staatsgeschäften abzulenken und zu vernichten, was auch gelang – eine diplomatisch-politische List, wie sie in der chinesischen Geschichte oft angewendet wurde und besonders durch die Lebenslegende von Konfuzius berühmt geworden ist. Hsi-dse pflegte die Wirkung ihrer Schönheit durch «Brauen-Zusammenziehen» noch zu steigern. Nach W.F. Meyers, *The Chinese Reader's Manual*, Nachdruck Shanghai 1924, S. 190f. (s. v. Si She).

diese Verwandlungszauber-Erscheinungen kann man nur vom Ufer oder von den Bergen aus richtig sehen, auf den Seen selbst kann man nicht viel davon erleben. Um so weniger, als die Dampfschiffe doch recht langsam fahren und man daher beständig wahrnimmt, daß es immer noch der See ist, wohin man schaut, was einen auch unvermeidlich überdrüssig macht. Auf Bergausflügen ist es aber nicht so, eine Weile sieht man den See, eine Weile sieht man ihn nicht; zuerst ist der See auf der linken Seite, und durch eine Wendung, man weiß nicht wie, ist er plötzlich auf die rechte Seite versetzt. Selbstverständlich kann man auf den Seen die Berge schauen, auf den Bergen kann man die Berge aber auch schauen, und in den Alpen (*A-ör-bee-sse*) gibt es so vielfältige Bergketten und so übereinander getürmte Gipfel, daß man sie auf keine Weise ganz erschauen kann. Von den Bergen aus kann man nicht nur die Berge sehen, sondern auch noch die Täler; ganz wenige, vereinzelte, planlos hingesezte Häuser und Hütten, und Laute, wie wenn Hähne krähen und Hunde bellen würden, im «Bauch»<sup>36</sup> und am Fuß der Berge. Daß man sich der Betrachtung der Landschaftsansichten so hingeben kann, ist wirklich erhebend, aber sie gehen vorbei, ohne daß das Auge Zeit hätte, sie zu fassen, und unaufhörlich zeigen sich neue Abschnitte, was einen auch immer mit großer Freude durchdringt; so geht es zu, wenn man mit der Bahn Bergausflüge macht.

Luzern (*Lu-tsan*) befindet sich im mittleren Teil der Schweiz, an der Nordwest-Ecke des Luzernersees. Wenn man vom Bahnhof heraustritt, so erblickt man ringsherum nur die ausgedehnte Wasserfläche dieses Sees und wandschirmartige, dunkelgrüne<sup>37</sup> Berge, und es schlägt einem ein recht frischer Luftstoß ins Gesicht. Mit dem See verbunden ist die Reuß (*Lau-sse-Fluß*), die mitten durch Luzern hindurchgeht. Auf dem Fluß ein niedriger alter Wasserturm, der früher als Leuchtturm gebraucht wurde; hier nennt man die Leuchttürme «*lu-tsai-na*»,

36. D. h. im Innern – vgl. Anm. 56.

37. *tjing*, die «Farbe der Natur», die sowohl dunkelgrün als auch dunkelblau (z. B. als Farbe des Himmels) bedeutet.

und es gibt Leute, die vermuten, daß der Name «Luzern» daher komme<sup>38</sup>. Es ist sehr interessant, daß dieser Turm so niedrig ist<sup>39</sup>; er lehnt sich an eine mehrfach «gekrümmte», alte Holzbrücke an, mit der er gerade zusammenpaßt. Die Brücke hat ein Dach und sieht einem Säulengang ähnlich; sie besteht aus zwei Stücken, von denen das dem Turm nähere niedrig und schmal ist, das andere dagegen plötzlich hoch und breit wird<sup>40</sup>, wie wenn die beiden keinen Zusammenhang hätten miteinander, aber man sieht, daß doch nur eine Brücke da ist. Nicht fern davon ist eine weitere Holzbrücke, die «Schrein-Brücke» heißt, weil sich ein «Gottes-Schrein» darauf befindet<sup>41</sup>, sehr «gekrümmt» und auch alt. Zahlreiche Pfostenpaare tragen das Brückendach, auf beiden Seiten jedes Querbalkens unter dem Dach sind große, dreieckige Holztafelbilder angenagelt, die «Todesgott-Tanz»<sup>42</sup> genannt werden. Das Gebahren der Menschen, die auf diesen Bildern mit dem Todesgott tanzen, ist jedes Mal anders; damit soll gezeigt werden, auf welche Weise die verschiedenen Angehörigen der menschlichen Gesellschaft sterben. Künstlerisch kann man sie keineswegs sehr hoch schätzen, aber wenn man gegen hundert<sup>43</sup> solcher Todesbilder angeschaut hat, machen

38. Eine irrige Auslegung der schon ungenauen Angabe von Rolfe-Crockett, S. 280: «The old *Wasserthurm* ... was formerly used as a lighthouse (*Lucerna*), from which the name of the town is probably derived.» Die bisher dilettantisch behandelte Frage nach Ursprung und Geschichte des Namens «Luzern» ist von J. U. Hubschmied und besonders von G. Saladin eingehend geklärt worden; s. Beilagen zum *Luzerner Tagblatt* vom 22. März 1929 und zu den *Zuger Nachrichten* vom 5. und 12. Febr. 1933.

39. Er ist mindestens dreimal so hoch wie die gedeckte Brücke.

40. Die Beschreibung trifft auf die Spreuerbrücke (auch Mühlenbrücke genannt) zu; der Wasserturm steht aber neben der Kapellbrücke, die Dschu mit der «Schrein-Brücke» meinen muß, der er wiederum die Totentanzbilder der Spreuerbrücke zuschreibt. Rolfe-Crockett, S. 280, sagt hierüber nur: «The chief things to see are the old bridges, especially the *Mühlenbrücke*, with the quaint pictures of the 'Dance of Death' ... The old *Wasserthurm* (Water Tower), near the Capellbrücke, was ...» (s. Anm. 38).

41. Wohl eine selbsterfundene Erklärung des Autors. Der Name «Kapellbrücke» kommt daher, daß sie zur St. Peters-Kapelle führt.

42. Vgl. oben S. 13 und 11 und Dr. P. Hilber, *Der Totentanz auf der Spreuerbrücke in Luzern* (Reproduktion mit deutschem, französischem und englischem Text), Luzern 1937.

43. Von den ursprünglich 67 Bildern sind 56 erhalten.



sie einem auch einen starken Eindruck. Geht man über den Fluß nach dem Innern, kann man Überreste der Stadtmauer sehen. Die Mauer war beim Bau dem Hügelgelände angepaßt worden und wand sich wie eine Schlange; doch jetzt erblickt man nur noch einzelne wie zwischen die Wohnhäuser eingelegte Stücke. Aber die neun Ausgucktürme sehen noch recht gut aus, wie der Wasserturm sind sie alle vieleckig und spitz<sup>44</sup>; viele Jahre vom Wind angeblasen, von der Sonne getrocknet und vom Regen durchnäßt, sind ihre Farben außerordentlich düster geworden.

Der «Gletschergarten»<sup>45</sup> liegt auch auf einem Hügel. In der alten Zeit gab es eine Epoche, da die nördliche Halbkugel ganz in Eis und Schnee begraben war, und die Schweiz war natürlich in diesem Gebiet. Der Schnee, der sich auf den Alpen angesammelt hatte, schmolz lange Zeit nicht und häufte sich immer mehr an. Darunter bildete sich allmählich Eis, und die allerunterste Schicht rutschte allmählich abwärts, der Gestaltung der Berge folgend, und floß gegen die Täler. Das also sind Gletscher. In jener Zeit, wo sie sich fortbewegten, schmolzen die Gletscher sehr stark, wenn der Sommer kam. Der große Wasserstrom, der so durch das Schmelzen entstand, hatte eine unerschöpfliche Kraft; ein kleiner Spalt im Gestein konnte in einem Sommer vom Ansturz zu einem tiefen, großen «Teich» gemacht werden. Ein solcher heißt «Mahl-Loch»<sup>46</sup>. Manchmal wurden große Steine in die «Teiche» hineingetragen, konnten nicht mehr herauskommen und drehten sich nun dort einfach mit dem Wasser im Kreis herum. Die Kanten und Ecken, die sie anfangs hatten, schliffen sehr viele Rillen<sup>47</sup> in die Wand der «Teiche»; nach langer Zeit wurden die Kanten und Ecken langsam ge-

44. Vgl. oben S. 11.

45. Wörtlich «Eis-Fluß-öffentlicher-Garten (= Park)». «Eis-Fluß» (*ping-ho*) für Gletscher ist eine neuzeitliche Wortbildung.

46. *mo-hsüee*: *mo* bedeutet schleifen, mahlen, Mühle usw., *hsüee* Höhle, Loch usw. Es handelt sich um die «Gletschermühle», den «Gletscher-» oder «Riesentopf» usw., aber der chinesische Ausdruck hat eine nahe Entsprechung im Ausdruck «Mahlstein», den wir bei W. Amrein, *Die Geschichte des Gletschergartens*, Luzern 1906, finden und der auf den «wissenschaftlichen Vater» des Gletschergartens, Albert Heim, zurückgehen muß.

47. Das so vieldeutige Wort *tao*!



glättet, und so entstand eine große, runde Kugel, die sich auch weiterdrehte. Eine solche heißt «Mahl-Stein»<sup>48</sup>. Der «Gletschergarten» nun hat von derartigen hinterlassenen Spuren seinen Namen erhalten. Die großen und kleinen «Stein Teiche», die großen und kleinen Steinkugeln sind jetzt zur Ruhe gekommen; doch ihre rohe, «unenthülste» Art kann dich noch lehren, in Gedanken die Kräfte der großen Natur zu sehen, die vor sovielmals zehntausend Jahren gewirkt haben. Es mag seltsam scheinen, daß diese dummen Steine, die kein Wort sagen, sich erkönnen, eine sovielmals zehntausendjährige Geschichte auf dem Rücken zu tragen und viel, viel älter zu sein als unser Menschengeschlecht; aber wer würde es glauben, wenn es keine Menschen gäbe, die die Zeugnisse der alten Zeit erforschen? So betrachtet, scheint es, daß der Seufzer eines Menschen in einem alten Gedichte<sup>49</sup>: «Wie gehäuft sind die Steine im Bergbach!» auch einen tiefen Sinn in sich birgt. Jene hinterlassenen Spuren waren ursprünglich zum Teil in einem «wirren Steinhäufen», zum Teil in einer Wiese vergraben, bis sie im Herbst des Jahres 1872 zufällig entdeckt wurden. Auch zwei Arten Versteinerungen wurden entdeckt: auf der einen sind Muscheln, was erweist, daß auf diesem Stück Erde am Fuß der Alpen ursprünglich ein großes Meer flutete. Auf der anderen Art sind Palmenblätter, was wiederum erweist, daß dieses Land einmal große tropische Wälder hatte. Diese zwei Zeiten kamen beide vor der Gletscherzeit, und obgleich sie in ei-

48. S. Anm. 46.

49. Es handelt sich um das dritte der «neunzehn alten Gedichte» (*ku shī shī-kiu shou*, cf. *Ts'i-hai*) aus der Han-Zeit, die wir im *Wen-süan*, Kap. 29, finden und über deren Verfasser nichts Sicheres bekannt ist. Die ersten vier der sechzehn Verse lauten:

Wie grün die Zypressen auf dem Hügel!  
 Wie gehäuft die Steine im Bergbach!  
 Der Mensch wird zwischen Himmel und Erde geboren  
 Zu kurzem Verweilen auf weiter Reise ...

Der Kommentar betont, daß Zypressen und Steine lange dauern, im Gegensatz zum Menschen, und zitiert, außer Dschuang-dse u. a., Liee-dse (Lie-tsi), und zwar dessen Gedanken über Leben und Tod: die Toten seien heimgekehrte, die Lebenden aber wandernde Menschen – s. R. Wilhelm, *Liä Dsi* (Diederichs, Jena), Buch I, Kap. 8, und Tschärner, *Leben und Tod ...* (s. oben Anm. 26), S. 21, bzw. 89.

ner noch verschwommeneren Ferne liegen, können sich ihre Verhältnisse doch noch vor unseren Augen abzeichnen, aber wenn wir unser Menschengeschlecht mit einer derartigen großen Natur vergleichen, müssen wir uns sicher ganz winzig vorkommen<sup>50</sup>.

Der Rigi (*Ri-dji*-Berg) liegt westlich von Luzern; mit dem Dampfschiff braucht man ungefähr eine Stunde. Als ich hinging, war es ein trüber Tag und es schien sehr stark regnen zu wollen. Die Spiegelbilder der steil abfallenden, dunkelgrünen Berge ringsherum versanken kalt im See. Die Wasseroberfläche war ganz glatt und sah aus wie Marmor. Der Ort, an dem man landet, heißt Vitznau (*Wee-dse-lau*), ein sehr kleines Dorf am Fuß des Berges, mit ganz verstreuten und versteckten Wohnhäusern, vollständig friedlich. Auf den Berg fährt man mit der Eisenbahn, in einem einzigen Wagen, der aber wirklich langsam fährt, und wenn auch nicht wie eine Schnecke, so doch im höchsten Grad wie eine Kuh<sup>51</sup>. Auf der einen Seite ist der Berg, doch man ist zu nahe, um ihn gut zu sehen. Auf der anderen Seite ist der See und sind die Berge jenseits des Sees; schaut man von oben hinunter, so erscheinen die Berge wie Stück für Stück eingesteckt zu sein, und es sieht aus, wie wenn auch nur eine dünne Fläche See da wäre. Manchmal kommt ein großer Felsblock vor das Fenster, dann sieht man überhaupt nichts; manchmal kommen Bäume, dann kann man nur noch durch die Lücken in den Ästen und Blättern hinuntergucken. Auf dem Berge ist es gleich wie unten, vollständig friedlich, und beständig hört man das *ding-ör-dang* der Kuhglocken. Die Kühe tragen Glocken, weil sie so, wenn sie irgendwohin rennen, überall leicht zu finden sind. Unter diesen Kühen gibt es solche, die wahrhaftig «keine Ahnung haben von Han und Wee»<sup>52</sup> und die einmal kühn den Zug anhielten; der Zugführer und dazu Leute vom Berge, die ihm helfen kamen, mußten sie «einen halben Tag»<sup>53</sup>

50. Vgl. oben S. 13 f. mit Anm. 26.

51. Ein unübertragbares chinesisches Wortspiel: Schnecke heißt in der Umgangssprache «Schnecken-Kuh (allgemeiner: Rind)» – *kua-niu*.

52. Vgl. oben S. 16 f.

53. Eine allgemein gebrauchte übertreibende Redensart für «lange Zeit».

anschreien, bis sie sie vertreiben konnten. Aber niemand hatte sich aufgeregt, sondern nur leicht gelächelt, das war alles. Der Berg ist 5905 englische Fuß hoch, auf dem Gipfel ist ein kleiner, flacher Platz. Man sagt, man könne von dort Seen und Berge in einem Umkreis von 900 Li<sup>54</sup> sehen, und zwar zum mindesten neun Seen und zahllose Berggipfel. Aber wir hatten nun einmal kein Glück; nach der Fahrt auf den Berg wurden die Wolken immer dichter, und als wir den Gipfel erreichten, war alles in die Wolken gehüllt, und beinahe wären wir selbst auch hineingekommen. Nachdem ich eine Stunde lang trübsinnig in einem weißen Dunst, in dem sich Fern und Nah nicht unterscheiden ließ, gesessen hatte, kam der Zug, der vom Berg hinunterfahren sollte.

Interlaken («Treffen-Seen») liegt südöstlich von Luzern. Von Luzern aus braucht man sechs Stunden mit dem Zuge. Der Zug fährt über den Brünig-Paß (*Bo-lü-ni*). Dieser Paß ist für Schweizer Verhältnisse sehr niedrig, er ist aber sehr berühmt. Die Landschaftsansichten sind auf der ganzen Fahrt tatsächlich höchst ungewöhnlich. Der Zug fährt lange Zeit an einer Talseite entlang, sich an den Fuß der Berge anschmiegend, auf einem sehr schmalen Schienenweg. Auf der andern Seite sind am Anfang auch nur Berge, grün, grün, grün, grün. Aber je weiter hinauf man fährt, desto höher werden diese Berge, und desto mehr entfernen sie sich; mitten drin öffnet es sich weit und heiter<sup>55</sup>, in ein Tal nach dem andern, ein Landschaftsgemälde, wie ich es noch nie gesehen hatte. Schaut man durch das Wagenfenster gerade hinunter, so erblickt man oft nur dichte Gruppen von Baumwipfeln, überall tiefgrün, die sich im Winde ganz leicht auf und ab bewegen. Da die Bahn sich ziemlich zu winden scheint, hört man lange Zeit nicht auf, denselben Gipfel eines großen Berges anzusehen; ein Wasserfall links und einer rechts, und wie viele noch, die von den Wolken an den Bergspitzen verhüllt werden, so leicht, daß es scheint, sie seien ganz lautlos. Nach unzähligen Kehren erreicht man den Brünig. Hier sind wir auf einer Höhe von

54. D. h. 450 km – vgl. Anm. 10.

55. Die berühmte Wendung aus Tau Yüan-ming's Idylle – s. oben S. 17.

3296 englischen Fuß, wir haben ungefähr den Scheitel dieses Passes erreicht. Von hier geht es den Berg hinunter, bald sind wir am Ostufer des Brienersees (*Bo-li-an-See*), an dessen Nordufer eben Interlaken liegt. Der Zug fährt am See entlang. Nachdem die Sonne hervorgekommen ist, dringt aus der Dunkelgrüne der hohen Berge am andern Ufer Dunst heraus, und das Wasser, das über hundert Fuß unter uns liegt, glitzert, als ob es Cloisonné wäre.

Interlaken liegt 1866 englische Fuß hoch, der Brienersee und der Thunersee (*Ssen-See*) treffen hier zusammen. Der Ort ist äußerst klein, er hat nur eine einzige Verkehrsstraße; ringsherum wird er von der Gipfelschar der Alpen gestreng umgeben. In ihrer Mitte zeichnet sich die Jungfrau («Gipfel der jungen Frau») besonders aus, sie ist ganz weiß von angesammeltem Schnee und so hoch, daß sie über die Wolken hinausragt. Nördlich der Straße sind zwei kleine Wege. Der eine geht an einem Fluß entlang, der andere am Fuß eines Berges, und beide sind unübertroffen dank ihrer Zurückgezogenheit. Am Ende eines der kleinen Wege stehen, den Formen eines Hügels angepaßt, in unregelmäßiger Anordnung einige landvillenartige Häuser. Südlich der Straße ein Stück ebenes Land, auf dem nur einige vereinzelte Heime stehen und das unabsehbar weit zu sein scheint. Wenn man in der Frühe zum Fenster des Gasthofs hinausschaut und alles in klarer, frischer Morgenluft liegt, die allmählich aus der Ferne an einen herankommt, ist es einem wie in einem Dorf der alten Zeit. An der Straße stehen lauter Gasthöfe und Läden; die Läden verkaufen nichts anderes als Andenken, Kaffee, Weine, Eßwaren und dergleichen, was alles für die Touristen bereitgemacht ist; es gibt auch noch Reise-Agenturen, von denen das noch mehr gilt. Dieser Ort ist, kurz gesagt, ein Touristenort und scheint nicht den Schweizern zu gehören. Unter den Andenken sind die Holzschnitzereien am zahlreichsten, und die meisten sind kleine Spielsachen; sie sind aus Holz und mit braunroter Farbe angestrichen, und obgleich sie grob und in großen Zügen geschnitzt sind, so ist doch Kraft darin. Vor einem Ladeneingang sah ich einen Amerikaner, der gerade

sagte: «Diese euren Dinge da sind alle unnütz; ich mag Spielsachen nicht gern.» Andenken kaufen und dabei auch noch auf die Brauchbarkeit schauen! Dieser Herr war wirklich ein typischer Amerikaner.

Von Interlaken kann man mit der Bahn zur Jungfrau hinauffahren; unterwegs muß man zweimal umsteigen. In Lauterbrunnen (*Lau-tai-bolu-nöng*) steigt man in einen bergkletternden elektrischen Zug um, der unten Zahnräder trägt. So gelangt man nach Wengen (*Wan-gen*), wo die Aussicht äußerst schön ist. Der Zug klettert langsam aufwärts, und vor dem Fenster entfalten sich lauter hohe Berge und flaches Land, von einer solchen Weite, daß man sie in einem Male gar nicht vollständig beschauen kann. Wenn man im Zuge sitzt, weiß man nicht, auf welche Weise der Zug klettert; aber dann sieht man, daß es am Berg gegenüber auch ein steiles Bahngleise gibt, auf dem auch ein Zug klettert, und daß dieser einem Kriechtief gleich. In Wengernalp (*Wan-go-na-örbo*) angelangt, kann man die Gletscher sehen, die in der Sonne hell leuchten. Auf der Kleinen Scheidegg (*Hsia-dai-go*) steigt man wieder um; in der Mitte des Bahngleises sind eine Reihe Eisenhaken angebracht, diese und die Zahnräder unter dem Zug beißen noch viel fester ineinander. Diese Bahnstrecke geht gerade durch bis vor die Jungfrau und besteht fast ganz aus einem Tunnel; weil auf den Bergen überall Schnee angehäuft ist, hat man nichts anderes tun können, als den «Bauch»<sup>56</sup> der Berge zu durchbohren. Diese Bahn ist die höchste Eisenbahn Europas, es hat vierzehn Jahre gebraucht, bis sie fertig war, und sie muß als die großartigste Leistung der Neuzeit angesehen werden.

Die Fahrt im Tunnel ist gar nicht interessant, aber die Station Eigerwand (*Ai-go-wang*) lohnt es sich anzuschauen. Die Aussichtshalle davor ist hartnäckig von innen aus dem Bergfelsen herausgehauen worden. Drei ebenso hohe wie große und rohe, bogenartige Fensterhöhlen lassen dich fühlen, wie klein und unbedeutend du bist. Der Blick geht sehr

56. Vgl. oben S. 19 mit Anm. 36 und den ebenso verwendeten englischen Ausdruck «bowels» bei Rolfe-Crockett, S. 296: «it (die Jungfraubahn) burrows boldly into the mountain, as it ascends first into the bowels of the Eiger and then of the Mönch.»



weit hinaus, auch das 5904 englische Fuß darunter gelegene Grindelwald (*Go-lin-dö-wa-dö*) kann man sehen. Die Aussichtshalle der Station Jungfrau ist mit dieser gar nicht gleichwertig; so weit man blickt, sieht man lauter Schneeberge, Schneewasser tropft vom Dachvorsprung herunter, und irgendetwas anderes gibt es nicht. Daß man keinen offenen Rundblick haben kann, obgleich man an einem 11342 englische Fuß hohen Ort ist, macht einen unvermeidlich etwas ärgerlich. Aber in der Station gibt es einen Aufzug, mit dem man auf den Berggipfel<sup>57</sup> hinauffahren kann. Dieser ist ein ganz kleines Hochplateau, zwischen dem Mönch (*Ming-hsi*-Gipfel) und der Jungfrau, 320 englische Fuß lang, mit reichlich angehäuften weißem Schnee. Selbst wenn auf den Schnee nur mattes Sonnenlicht scheint, so blendet er einen tatsächlich doch so sehr, wenn man das zum erstenmal erlebt, daß man die Augen gar nicht recht zu öffnen vermag. Hier kann man weit schauen: eine Reihe Berggipfel hinter der andern steigen auf und nieder, solche, die Schnee tragen, und solche ohne Schnee; und je entfernter sie sind, desto mehr verblassen sie. In den Berglücken sieht man ganz undeutlich einige spielzeugartige Häuser, das soll Interlaken sein. Auf dem Plateau ist die Schweizer Landesfahne mit dem weißen Kreuz eingesteckt, die im Winde flatternd ertönt, was ziemlich machtvoll ist. Wenn auf den Bergen unerwarteterweise Schnee losbricht und *scha-scha-scha-scha* heruntergeflossen kommt gleich wie Wasser, so ist das aus der Ferne betrachtet sehr amüsan<sup>58</sup>. Der Schnee unter den Füßen ist außerordentlich glatt, und wer nicht auf dem Schnee zu gehen gewöhnt ist, muß sich vorsehen, ehe er auch nur den kleinsten Schritt macht. Der Gipfel der Jungfrau ist noch 2325 englische Fuß weiter oben, und man muß sich auf seine eigenen Hände und Füße verlassen, um hinaufzuklettern.

Beim Hinunterfahren steigt man auf der Kleinen Scheidegg wieder

57. Kein «Berggipfel», sondern das «Firnplateau» des Jungfraujochs, also der Einsattelung zwischen Jungfrau und Mönch.

58. Vielleicht von einem Satz bei Rolfe-Crockett, S. 296, über die Aussicht von Wengernalp, inspiriert: «Avalanches are often seen falling from the mountain, but they look rather insignificant in the distance and lose much of their thunder.»



um, aber von hier geht auch noch eine Bahn über Grindelwald gerade nach Interlaken, und die Bahnlinie scheint viel ebener zu sein. Der Zug umkreist längere Zeit den Mönch. Der Mönch ist ein wenig niedriger als die Jungfrau, aber größer. Die Jungfrau zeichnet sich durch Anmut und Schönheit aus, der Mönch durch Männlichkeit und Seltsamkeit. Der Zug macht eine Kehre, indem er sich eng an den Fuß des Berges anschmiegt, und die so schroffe Berggestalt scheint geradewegs in das Fenster herunterstürzen zu wollen, wie ein Riese in den Sagen<sup>59</sup>. An dieser Bahnstrecke sind einige Wasserfälle; die Bäche unter den Wasserfällen fließen äußerst schnell, stäubend von weißem Schaum, ganz ähnlich siedenden Kesseln. Morgens etwas nach 9 Uhr ist man in Interlaken in den Zug gestiegen, wenn man zurückkehrt, ist es etwas nach 5 Uhr.

Spiez (*Sse-pi-yee-dse*) ist ein zierlicher, liebenswerter kleiner Ort; er neigt sich über den Thunersee, wie wenn er auf dem See schwämme. Die Landstraße ist an einen Abhang gebaut, im ganzen hat sie vier oder fünf Abschnitte, wie Stufen. Auf der Dorfstraße sieht man keinen Menschen. Weilt man im oberen Stock eines Gasthauses und ziehen in der Ferne plötzlich Leute vorüber, so hört man die Laute ihres Gesprächs ganz deutlich. Wenn man in der Dämmerung von einem Balkon aus auf den See schaut und sich die Abenddünste am Fuß der Berge mit einem Streifen des hellen Blaus vermischen und noch das Blinken einiger eben angezündeter Lampen dazukommt, ist das wirklich reizvoll. Die Früchte und die Schokolade von Montreux (*Möng-tö-lo*) sind auch wirklich reizvoll. Genf (*Je-nee-wa*) gleicht Schanghai; nur das große «Spritzwasser»<sup>60</sup> im See, das über 200 englische Fuß hoch ist, und die Rousseau- (*Lu-ssu-*)Insel sowie das alte Haus, in dem er geboren ist und in dem jetzt ein Antiquitätenladen geführt wird, mag man sich ansehen.

59. Nach einer Anmerkung im chinesischen Sammelbändchen, das ich oben in Anm. 3 erwähnt habe, denkt der Autor hier an Riesen europäischer Sagen – «was man in den westlichen Sagen mächtige Menschen nennt, sind mächtig-große, menschengestaltige Ungeheuer.»

60. Der chinesische Ausdruck ist glücklicher als der deutsche «Springbrunnen» und kommt dem französischen «jet d'eau» und dem englischen «water jet» näher.

a	朱自清	k	勃呂尼	v	夏代格
b	歐遊雜記	l	哀格望	w	瑞士
c	開明新編 國文讀本	m	日內瓦	x	司皮也茲
d	朱佩弦	n	格林德瓦德	y	森
e	吳晗	o	老台勃魯能	z	威茲老
f	觀察	p	盧參	aa	萬根
g	李素白	q	明西	bb	萬格那爾勃
h	小品文研究	r	孟特羅	cc	歐游心影錄
i	阿爾卑斯	s	勞思	dd	走馬看花
j	勃利安	t	立磯	ee	豁然開朗
		u	盧梭		